

**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur  
**Herausgeber:** Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte  
**Band:** 6 (1926-1927)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Thomas Manns Bemühungen  
**Autor:** Brock, Erich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-156098>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Thomas Mann's Bemühungen.

Von Erich Brock.

Worauf es ankommt, ist, daß nichts zu leicht falle.  
Müheloser Geist ist Wurzel- und Wesenlosigkeit.  
„Bemühungen“, S. 101.

Der neue Band von Thomas Mann's gesammelten Werken („Bemühungen“) lässt diese schon auf die stattliche Anzahl von zehn anwachsen. Es wäre vielleicht besser gewesen, mit den „Gesammelten Werken“ noch einige Jahre länger zu warten; vielleicht hätte der Autor dann ein wenig Abstand von seinen Tageserzeugnissen gewonnen, um richtig zu beurteilen, welche der Aufbewahrung wert seien, welche nicht. Borderhand scheint er immer weniger die Fähigkeit zu bewahren, mit unbefangener Kritik von sich selbst zurückzutreten. Beim besten Willen wird niemand es sinnvoll finden können, in eine Gesamtausgabe z. B. an sich teilweise recht hübsche Besprechungen über Bücher aufzunehmen, welche sich nicht gehalten haben und die daher niemand kennt. Oder sonstige kleine Aufsätze und Reden, die wirklich mit dem Tage ihren Dienst in jeder Hinsicht erschöpft haben. Allerdings kann sich Thomas Mann hier auf den Vorgang eines Größeren berufen, unter dessen Namen seine ganze geistige Arbeit neuerdings steht: Goethe — welcher gleichfalls in seinem Alter nicht mehr die Schärfe der Sichtung aufbrachte, um seine Gesamtausgabe von bloß beschwerendem Beiwerk freizuhalten. Allein Goethes Vorbild kann schwächere Geister in vielem in die Gefahr bringen, Negativitäten, die sein Wesen tragen konnte, an und für sich rechtfertigen zu wollen. Das zeigt dies Buch in vielen Zusammenhängen. Es ist von Anfang bis Ende ein Zeugnis des gründlichen Umschwungs, den Thomas Mann in den letzten Jahren vollzogen hat und den er hier teils ausdrücklich, teils deutlich genug unter einen verwandten in Goethes Leben und Denken stellt. Soweit es sich dabei um Kulturpolitik oder Politik im engeren Sinne handelt, haben wir dazu schon früher zweimal im „Gewissen“ Stellung genommen; so scheiden wir hier das große politische Programm „Von deutscher Republik“ aus, dessen Beurteilung sowieso eine innerdeutsche Sache ist. Im übrigen zerlegt sich das Buch in zwei Teile, eine große Abhandlung „Goethe und Tolstoi“, und eine Reihe kleinerer Aufsätze, wozu auch der ausführliche Bericht über des Verfassers Erlebnisse bei einer paraphysischen Sitzung dem Geiste nach zählt. Es hat keinen Wert, auf die Gegenstände der einzelnen Arbeiten näher einzugehen; erwähnt sei etwa noch ein Loblied auf die Schweiz, an dem sich Leser, die Verlangen nach Weihrauch für die europäisch überschauende Ge- sinnung und den Nationalitätenfrieden der Schweizer tragen, ergözen mögen.

Der Gegenstand ist ja für Thomas Mann überhaupt nichts Endzweckliches mehr, sondern liefert ihm nur die Manifestationsmöglichkeit für eine Grundidee und eine Persönlichkeit, und beides ist in ge-

wisser Hinsicht dasselbe. Immer und überall ist jene die große Idee des Westens: Form, Humanität, Sittigung. Und diese Idee stellt sich in Thomas Mann: in seiner geistigen Autobiographie und in seiner formalen Stellung zum Gegenstand dar. Die Zivilisation ist, wie er selbst es früher lichtvoll nachwies, gewissermaßen identisch mit dem Literatentum: das helle, von dumpfer Bindung ausgenommene Bewußtsein des zivilisierenden Gestalters ist am Stoffe frei beweglich und verfügt souverän über ihn. Die dunklen Wirbel der autonomen Inhaltlichkeit, in die sich der Romantiker lustvoll hineinreißen läßt, die tierhafte Übermacht der Bewegungen der Tiefe, welche die Hybris der Form hinterrücks zum Einsturz bringt, werden ausgeschieden, stillgelegt, ignoriert, bis zum Gleichmaß klassischer Einsinnigkeit. Die Einheit der persönlichen und ideellen Entwicklung, mit der Thomas Mann hier gelandet ist, geht auf eine tiefere Sachgemäßheit zurück. Alle sachliche Entwicklung ist immer zugleich eine persönliche, wenn sie überhaupt einige Tiefe und Fruchtbarkeit hat; alle persönliche Entwicklung ist immer zugleich rational und ideell, wenn sie einige Allgemeingültigkeit besitzt. So auch die vorliegende.

Die Romantik ist nichts auf die Dauer, weder subjektiv, noch objektiv — das liegt in ihrem Begriff und in ihrer Wirklichkeit. Wer ihren abgrund süchtigen Zauber durchschaut hat, wer ihrer unentzinnbaren Selbstvernichtung noch zeitig entronnen ist, der sucht einen andern Standpunkt, aus Selbsterhaltung, Bejahungspflicht, Lebensfreundlichkeit. (Man findet hierüber eine prachtvolle Stelle im vorliegenden Buch auf Seite 334.) Es fragt sich dann nur, wie dieser Schritt getan wird, ob bewußt oder naiv, ob aus letzter Bejahung oder mit partiellem Ressentiment. Die Hauptrolle spielt hierfür, mit welcher persönlichen Intensität und sachlichen Tiefe der romantische Pol erlebt worden ist. Diese Tiefe kann einerseits eine Kraft der Bejahung gebunden enthalten, welche schließlich zu einem Insichzurückgehen und Absolutwerden der Bejahung führt; sie kann aber auch in die bloße Intensität versenkt bleiben, in eine ebenso haltlose Angst- und Hasshaltung münden, die, nur auf Flucht und Selbstbewahrung bedacht, die neue Stellung, als sorgende Umwehrung des relativ Positiven, lediglich auf Verneinung und Verleumdung der alten aufbaut. Niemand wird leugnen, daß Goethes romantische Periode die letzte Tiefe anrührte; niemand wird leugnen, daß seiner klassischen Wendung allzuviel Ressentiment, Ungerechtigkeit gegen sich selbst und seines früheren gleichen anhaftete. Seine olympische Ruhe war teuer erkauft; sie beruhte auf bewußtem Verzicht gegenüber weiterreichender Fülle, welche zuweilen gerade zum Menschentum unentbehrlich dünkt, und die Sorgsamkeit, mit der er sich manchem dorthin weisenden Positiven (das eben doch als solches irgendwie unendlich ist), Unübersehbarkeiten jeder Art entzog, läßt nicht selten den Eindruck entstehen, daß der Bezirk, in welchem die Lösung gelingen konnte, zu eng umhegt war, um dieser noch etwas in vollem Sinn Beweisendes zu belassen. Es bedarf keines Wortes, daß die tiefe Wahl, die Goethe getroffen hatte, und die ihm selbst bei aller bis zum Unwürdigen gehen-

den Irritation gegen das Gegenwesen — das er selbst gewesen war — und was dem entsprach, als echte Entzagung zum Bewußtsein kommen möchte, nicht die enge Kurve kleinerer Geister deckt, welche von dem Umtrieb vorbehaltloser Lebendigkeit erschöpft jäh in den Hafen bürgerlicher Festigkeit einbiegen. Thomas Manns Hingabe an den Osten des Geistes war eben nie eine ganz ernste; seiner „tragisch-musikalischen“ Jugend, seiner Sammlung des Lebens in große ineinanderumschlagende Polaritäten von Leben und Tod ohne Mittleres haftete von Anfang etwas von Literatur an, etwas von Rundfunk (wobei man vom Lehnsstuhl nicht ganz aufzustehen braucht). Damit sind seine Jugendwerke natürlich nicht abgetan; sie sind in gewisser Weise bereits Geschichte geworden, eine ganze Generation hat sich darin wieder gefunden. Es war in ihnen wie in dieser viel Not und Ehrlichkeit, aber nicht so viel, daß dies Wesen positiv über sich selbst hinaus gefunden hätte. Von dem scharf in sich gespannten Grundgegensatz romantischen Lebensgefühls, der nur eine gefühlsmäßige, aber nicht für das Leben dauerhafte Vereinheitlichung duldet, wo Todesschönheit im Grunde Lebenssehnsucht ist, der das Leben nicht genügt — von hier führt ein Weg zum Begrenzen, Abflachen, Herabmindern und Vergessen. Das mag als noch so feiner und kluger lebensnötiger Kompromiß auftreten, im Grunde ist es sich eben doch genügen lassen, ist es Philistertum, das nicht durch den Tod hindurchgehen will. Der andere Weg ist der Glaube, welcher in seinem Ziel und Gegenstand das Absolute, dessen unaufhörliches Erleben und Besitzen sich als zerstörende romantische Chimäre erwies, ohne Untreue und absolut positiv aufbewahrt. Wer ihn nicht hat, haßt seine Jugend, weil sie ihn dementiert, wenn er sie nicht dementiert. Haß bedeutet Verneinung. Jede vereinzelte Position wird schließlich ein bloßes Nein, das Nein ihres Gegengliedes, auf welches sie doch angewiesen ist, um Wesen zu gewinnen. Ihr Ideengehalt wird dann dünn und greift sich schnell ab, weil seine Hintergründe ihm geraubt werden, seine eigene Fruchtbarkeit verschüttet wird, seine Unmittelbarkeit, die sein inneres Gegenteil einschließt, gescholten, seine Lebendigkeit, die in ihrer Tiefe immer zum Objektiven strebt, gefesselt, seine Beziehung auf das Unendliche, die ihn letztlich doch allein ernährt, unterbunden wird. So ist es auch kaum erstaunlich, wie schnell sich Manns Humanitätsidee ausgetreten hat, wie abgebraucht und formelhaft sie in den wenigen Jahren ihrer Benützung schon geworden ist. Das Ja, welches er anstrebt, ist eben nichts aus letzten Quellen Verjüngtes, sondern ein totes, entwicklungsloses Nur-Erzeugnis; es ist ein Nein zum Universalen und Absoluten; dieses trägt das Ja und das Leben als Prinzip in sich, scheut aber das Stirb und Werde der Umsetzung, der Lebensnachfolge nicht wie jenes. So entzündet es sich in der Tat am Tode, den es umgreifen und immer von neuem in sich überleben und auslöschen muß; flieht nicht vor ihm in eine Zufallswelt bürgerlicher Lebensfristung und der dazu gehörenden Legende. Thomas Manns antiromantische Befreundung zum Leben und seinen Bedingungen ist im reaktionären Sinne konservativ, sie will nicht das im Ganzen wurzelnde und mit ihm

schwingende Leben, sondern sie will das leblos auf sich selbst Stehen-gebliebene vor dem Winde stützen. So bedeutete die Jugendperiode nur einen Schritt mitgehen, nicht aufrücken zum Prinzip; und der Umschlag als bloßer Widerpart zu sich selbst behält etwas Schäbiges und Verkniffenes. Gut sind solche Umschläge nur bei Persönlichkeiten großen Stils, großer Leidenschaft, größten Ausschlags, größter Umwege. Denn Ausschlag bedeutet immer schließlich Klafterung, und Umweg alle Fernen in sich sammelndes Ziel. Es gibt also noch ein Drittes neben „mähnschlicher“ (wir stellten fest, daß bereits Moissi sich aus tiefster Wahlverwandtschaft dieses Terminus bemächtigt hat) Beugsamkeit und bourgeois Verholzung: eine Synthese, wo das Vernünftige wirklich und das Wirkliche vernünftig wird, ohne sich doch gegenseitig zu verschlingen. Es gibt das Bürgerliche als Form des Weltenabgrundes, ehemaliges Gesetz als Gestalt der wildesten Bewegung, letzte kosmische Einfalt aus letzter Aufbrechung, ruhevoll gewisses Schreiten auf das zu, was nur von der letzten Selbstaufgabe empfangen werden kann, mauergleiches Stehen auf dem, was uns in jedem Atemzuge bis auf den Grund bestreitet und auflöst — und jeweils dies unter jenem gedeckt und geborgen. Zwei Namen gibt es nur in allem Umkreis, dies Wesen anzudeuten: Bach und Hegel. Hier hat der Gegensatz zwischen objektiv und subjektiv seinen Sinn verloren; jenes erweicht sich nicht, verrät aber das Leben nicht, welches das Absolute allein zeugt — dieses trägt und umspült das Ding, ohne seine ehrliche Eindeutigkeit in einem trüben Geflacker von Ironien zu zersezten.

Wer eins davon vereinzeln und in ihm selbst behüten will, dem zerrinnt alles unter den Händen. Thomas Mann flieht das Subjektive; sein Weg führt ihn zum Vernünftig-Objektiven. Aber es schlägt, losgelöst, in sein Gegenteil um. Die Objektivität ist selbst nur noch Pose des Subjekts, seine sublimste Subjektivität, seine unterscheidende und heraushebende Geste. Von der letzten Hingabe gelöst, wird das Ich in seiner pseudoobjektivierenden Humanität zur Fraze; es umsorgt unabhörlich den engen Kreis, den das Objekt nie überschreiten darf, um nicht inhuman, romantisch, unbeherrschbar zu werden. Dieser dunkel-männische Zwang soll dann die Formung der Dinge in ihrer eigenen Ebene ersezten.

Es bedarf keines Wortes, daß so auch aller echte Humor abhanden kommt, welcher immer eine ehrfürchtige Hingabe an die Dinge einschließt, ohne doch die Freiheit, über ihnen zu stehen, zu verlieren. Hier ist das Ich immer nur mit sich allein in grauer Ode und kann durch alle Grimassen nicht die hiervon ausstrahlende tödliche Erkältung vom Leser abwehren. Wie wird z. B. etwa unsere (ganz beiläufige und mehr negative) Bestimmung des Humors von dem entzückenden „Eisenbahnunglück“ (aus den Jugendnovellen) illustriert; dem vergleiche man das traurige „Unterwegs“ dieses Bandes! Es handelt sich um eine Reisebeschreibung. Mann gibt die Tonnenzahl des Dampfers an, der ihn trug: 6500, wenn ich nicht irre — ein Dichter geringeren Ranges würde sich vielleicht vergewissert haben; aber ihn würde es schmerzen,

eine so kompakte, bedeutungsarme Tatsache in vulgärer Weise einfach zu wissen — schmerzen würde es ihn, einen Nebensaß zu schreiben, in dem nicht die ganze Feinheit seiner persönlichen Einstellung ironisch herausbräche. Man lechzt nach einem ruhigen, eindeutigen, schlicht gehaltvollen Satz! Nach kurzer Zeit erscheint es unsägbar, wie dies „trübe Gaukelspiel“ — Humanität sein soll.

Wir denken schmerzvoll an das Motto unseres Aufsatzes! Ein Leben, das so gemächlichen Schrittes zu erjagen ist, das so wenig durch sein Gegenteil hindurch muß, das sich selbst so breit vom Munde geht, das ist kein Ganzes, sondern ewig ein Fragment, das dadurch, daß es jenes vortäuschen will, auch in sich selber falsch wird. Man entrinnt dem Apeiron nicht so billigen Kaufes, wie Thomas Mann vermeinte; man zahlt eben den Preis! Ist Humanität Lösung von fruchtbar-naturhaften Wurzelgründen, weil aus ihnen allerdings auch Naturkatastrophen herausbrechen, ist sie Menschentum, das niemals mehr sein will als es selbst — dann ist dies alles Humanität, das ist zugeben. Denn dadurch, daß die Dinge aus Gründen der Humanität um ihre Selbstgesetzlichkeit gebracht werden, wird das Ich frei, im Sinne der Willkür frei. Es benützt alle Dinge nur noch zum Turngerät, über sie hinweg und hinaus seine Sprünge zu machen. Aber dieses Hinaus ist kein echtes Darüberstehen; es ist eine Verneinung, ein Wunsch, um jeden Preis zu einem non liquet, einer Schillerung zu gelangen, einer Komplikation, welche als eindeutigen Faktor allein das Ich in seiner graziösen Willkür-Stellung übrig läßt. Dieses Hinweg über jedes Ding ist nur der Krampf, sich eine Minute darüber hinaus zu stemmen, sein vor feuchter Anstrengung und künstlichem Dawideranächeln verzerrtes Gesicht einen Augenblick darüber und jenseits davon sehen zu lassen. Eine solche Mischung von hältloser Flucht ins Objekt und nach dessen spöttischen Zerstörung Zurückfallen ins von Selbstgefallen sicher ummauerte Ich ist ein Zerrbild echter Dialektik: das Hin und Her hältloser Negationen. Das ist kein hingegebenes Gestalten, sondern nur ungläubiges Besudeln des Dinges. Das Ding wieder ehren! Es ist schon so, wir brauchen einen deutschen Boileau — aber nicht als Gegenspieler, sondern als Synthetiker.

Wir sind froh, ja dankbar, nicht mit einer Verneinung schließen zu müssen. Abgesehen von einer eingefügten durchaus primitiven und das Ganze verfälschenden politischen Expertoration, welche Mann aus einem scharf zweckbestimmten Artikel der „Europe Nouvelle“ der Nachwelt erhalten zu sollen glaubte, ist die erste Arbeit des Bandes: Goethe und Tolstoi, von besserer Artung. Durchweg aufs gediegenste belegt, in ruhigem, schicklichem, von ungehörigen Selbstentblößungen freien Ton geschrieben, arbeiten diese Ausführungen eine durchgängige Typologie der Polarität des Geistes heraus, welche natürlich nicht ohne Schematik ist — was, weil solchenfalls unvermeidlich, nichts dagegen sagt — aber durch und durch organisch gesehen. Diese Abhandlung tritt ergänzend und gleichwertig dem schönen Buche von Fritz Strich über „Deutsche Klassik und Romantik“ an die Seite und gehört zum Wert-

vollsten und Repräsentativsten zeitgenössischer deutscher Geisteswissenschaft. Wir wünschen und hoffen, Thomas Mann möge diesen ange- spartenen Faden weiter verweben — vielleicht reift ihm dann gleich Schiller unter der Schneedecke wissenschaftlicher Selbstzucht ein neues Reimfeld rein dichterischer Gestaltung. Wenn aber nicht, so ist ihm anständige Bescheidung in solcher Befassung doch immer noch eine der Taten seiner Vergangenheit würdigere Rolle als degagiertes Spielen mit Geräten, unter deren ernsthaftem Sinne er Meister war.

## Politische Rundschau

### Schweizerische Umschau.

#### Die Schweiz und die Völkerbundsrats-Kommission. — Tessiner Entwicklungen.

Nachdem die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund gescheitert war, beschloß der Völkerbundsrat in seiner letzten Sitzung, eine Kommission zur Prüfung der Wahlart und der Zusammensetzung des Völkerbundsrats einzusetzen, der neben den Vertretern der jetzigen zehn Ratsmächte und vier weiteren Staaten auch ein solcher der Schweiz angehören soll. Der Bundesrat sieht sich damit vor die weittragende Frage gestellt, ob er dieser Einladung Folge leisten oder sie ablehnen soll.

Die Haltung des schweizerischen Delegationsführers auf der letzten Vollversammlung in Genf ist in unserer Presse verschiedentlich kritisiert worden. Auf der einen Seite hätte man lieber gesehen, wenn Bundesrat Motta sich jeder Meinungsäußerung zu den Vorgängen im Rat enthalten hätte, weil seine Äußerung eine Stellungnahme gegen die französische Partei im Völkerbund bedeutet habe („Gazette de Lausanne“); auf der andern Seite mache man ihm zum Vorwurf, daß er nicht den Völkerbundsrat im Namen der neutralen und andern Kleinstaaten wie ein Schulmeister geschuhriegelt und abgefanzelt habe („Basler Nachrichten“). Wir wollen diesmal unsererseits nicht auch noch ins kritische Horn stoßen. Im Gegenteil. Ist es richtig, daß man beispielsweise in Bern jede allfällige Einbeziehung der Schweiz in den Völkerbundsrat mit der Berufung auf unsere grundsätzliche Neutralität abzulehnen entschlossen ist, so kann diese bundesrätliche Haltung nur unsere volle Zustimmung finden. Aus dieser seiner Haltung heraus müßte der Bundesrat dann folgerichtigerweise aber auch eine Beteiligung an der Ratskommission ablehnen.

Nun ist allerdings bei uns immer noch die Meinung verbreitet, die Genfer Institution sei mehr als nur ein politischer Organismus. Das hängt mit der vielfach vorhandenen Verschwommenheit und Unklarheit unseres staatlichen und politischen Denkens zusammen. Unter dem Eindruck unseres mehr als hundertjährigen friedlichen und abseits des großen politischen Geschehens stehenden Daseins und unter der Einwirkung der sozialistisch-marxistischen Utopien hat der Staatsbegriff manchenorts allgemeinen Humanitätsvorstellungen Platz gemacht. Aus Unkenntnis der bewegenden Ursachen des geschichtlichen Geschehens besteht eine übertriebene Neigung zu Analogieschlüssen, die wegen ihrer Oberflächlichkeit für eine vorausschauende Konstruktion der Zukunft ohne jeden Wert sind. Es fehlt an der aus der Geschichte wie aus der unmittelbaren Kenntnis des menschlichen Lebens selbst geschöpften Einsicht, daß Menschen immer nur in staatlichen oder staatsähnlichen Gemeinschaften zusammengelebt haben und zusammenleben können und daß es darum, solange es Menschen gibt, Staaten geben wird und geben muß. Aus dem Umstand, daß mehrere Staaten verschwinden und in einen einzigen neuen Staat aufgehen können, hat man